

Literatur des Auslandes.

N^o 116.

Berlin, Freitag den 27. September

1833.

E n g l a n d.

Narrative of voyages to explore the shores of Africa etc. (Reise zur Untersuchung der Küsten von Afrika u.) Von Captain N. S. Owen. 2 Bde. London, 1833.

Im Januar 1822 verließen der „Leven“ und die „Barraconta“ England unter dem Kommando des Captain Owen, um die Küsten von Afrika näher zu untersuchen. Sie hatten die Instruction, bis ostwärts vom Kap vorzudringen, von da, der Jahreszeit gemäß, sich südwestlich zu wenden und nach vollständiger Untersuchung der dazwischen liegenden Küste ihre Fahrt nordwärts zu richten, an den Küsten von Sofala und Mozambique entlang, um den Lauf der verschiedenen Ströme, die in das Meer und den Mozambique-Kanal fließen, so wie die Bucht und die Inseln zu erforschen, und von da nach Madagaskar zu gehen. Diese Expedition des Captain Owen ist, ihren Resultaten nach, als ein solgereiches Ereigniß für die Wissenschaft zu betrachten; durch sie sind viele geographische Irrthümer beseitigt, deren Obwalten allerdings in Erstaunen setzen muß. So ist z. B. das Kap der guten Hoffnung, das auf der Karte einen viel beträchtlicheren Raum einnimmt, als irgend ein anderes Vorgebirge, noch nie in seiner wahren Ausdehnung angegeben. — Bevor das Chronometer so vervollkommen war, wie es durch die Bemühungen der jüngsten Jahre geschehen, waren die Irrungen kaum vermeidlich, und auch noch jetzt, trotz der Vervollkommenung dieses Instrumentes, hat Captain Owen an 9 Chronometern, die er mitgenommen hatte, Abweichungen bemerkt, die wohl durch Wechsel der Witterung, des Klimas und der Lage verursacht wurden. Waren auch diese Differenzen im Einzelnen unbedeutend, so konnten sie im Ganzen und Großen ansehnliche Irrungen hervorbringen, wären sie nicht durch genaue Beobachtungen modifizirt worden.

Was zuerst den Leser überrascht, ist die ungemein große Sterblichkeit, die das Schiffsvolk bei seinem Eindringen in das Innere der Gegenden erfuhr. Viele kräftige junge Männer, so wie einige Offiziere, wurden ein Opfer des ungesunden Klimas und des schleichenden Fiebers. Wie vorthellhaft in kommerzieller Hinsicht unsere Besitzungen an der Afrikanischen Küste auch sind, so kann doch nicht geteugnet werden, daß sie durch ihre nachtheilige Einwirkung auf Gesundheit und Leben uns theuer zu stehen kommen. Wer der tödtlichen Influenz des Klimas entgeht, kehrt an Körper und Geist gebrochen heim. Es wäre unmöglich, die unmittelbaren Ursachen dieser Krankheiten näher zu bestimmen; doch scheint es, daß je nach der verschiedenen Körper-Constitution die Affection und der Grad derselben verschieden ist. In vielen Fällen hat es sich als höchst nachtheilig bewährt, unter freiem Himmel zu schlafen, während es in anderen durchaus ohne Folgen blieb. So viel steht fest, daß gerade die schwächsten Naturen verschont blieben, während kräftige und offenbar starke von Krankheit heimgesucht worden.

Einige der interessantesten Partien des Buches sind die Nachrichten von den Hollentonten, einem Volke südlich von Maputa, dessen Name vermuthlich nur eine Corruption aus dem der Hottentotten ist. Sie leben von Mäuberei. Wir lassen hier eine Skizze folgen, die ihren jungen Anführer Ebinchingany in seinem Krieger-Kostüm darstellt:

„Rings um das Haupt, gerade über den Augen, schlang sich ein Pelzstreif, in Farbe und Form einem Fuchsschwanz ähnlich, zierlich aufgeküpft und gestrichen, worunter sich sein schwarzes wolliges Haar barg; über demselben war es frei, in seiner natürlichen Länge, bis zum Scheitel, wo es ringsherum abgeschoren war, wie bei den Mönchen. Um diese Tonsur zog sich ein dicker lederner Ring, der in den darunter befindlichen Haaresträuseln befestigt war. Die Dichte des Haares war beträchtlich genug, um einem tüchtigen Stoße wehren zu können.“

„Auf der einen Seite des Kopfes befand sich eine einzelne große Feder, als Abzeichen seines Standes, und unmittelbar über den Augenbrauen eine Schnur kleiner weißer Perlen und eben so eine andere unter der Nase. Unter dem Kinn trug er eine beträchtliche Quantität struppiger Haare, ähnlich dem Warte eines ehrwürdigen Patriarchen, bis auf die Brust herabhängend. Die Ohrläppchen waren weit aufgeschlitzt und hingen 4–5 Zoll herunter, waren jedoch ohne alle Verzierung. Uebrigens dienen diese Löcher in den Ohrläppchen oft genug zum Transport von losbaren Dingen. — Jeder Arm war ebenfalls von einer Masse Haaren umgeben, ähnlich den unter dem Kinn befestigten, deren Enden bis an die Ellenbogen reichten. —

Um den Leib waren 2 Stricke befestigt, daneben geflochtene Lederstreifen, den Affenschwänzen ähnlich; der obere war dicht unter seinen Armen angebracht und hing etwa 12 Zoll herab; die Enden der Leder waren sorgfältig beschnitten; der untere war dem oberen ähnlich und schloß sich genau da an, wo dieser aufhörte, und hing auf die Knieen herab. An den Hand- und Fußknöcheln trug er kupferne Ringe. — Sein Schild bestand in dem Felle eines jungen Ochsen, etwa 5 Fuß lang und 3½ Fuß breit.“

Wir können es füglich der Phantasie des Lesers überlassen, sich aus diesen einzelnen Andeutungen das unangenehme Bild zu ergänzen, und er wird uns vielleicht Dank wissen, wenn wir ihn mit den Dimensionen des Spieges, den strategischen Unterzeichnungen der verschiedenen Arten von Speeren, so wie anderen Details über das Kostüm der Hollentonten, verschonen.

Ueber den Charakter dieser Völker giebt uns folgendes Ereigniß Aufschluß, das die Engländer Nachts in ihrem Lager überraschte; glücklicher Weise war Einer von ihnen wach.

„Lieutenant Vidal beobachtete die Sterne und war eben im Begriff, seine Instrumente zusammenzulegen, um zurückzukehren, als er plötzlich ein Geschrei von den Schildwachen hört. Er fährt zusammen, und sieht in demselben Augenblick auch schon eine Schaar Hollentonten mit ihren Schilden und Speeren auf die Zelte unter schrecklichem Geschrei losstürzen. Die furchtbare Idee, daß sie im Schlafe würden niedergemetzelt werden, hatte sie aufgejagt, und sie eilten nun nach unserem Lager hin, mit dem lauten Rufe: „Zu den Waffen! zu den Waffen!“ — Das war genug. Der Lärm schallte von allen Seiten wieder, Alles erhob sich augenblicklich, und die mörderische Bande ward mit einer Salve von Kugeln und Bajonetspitzen empfangen. Das Musketenfeuer, der Knall der Kugeln sammt dem Geschrei der Angreifer, das durch die Finsterniß der Nacht erscholl, gaben eine furchtbare Scene. Bald wurden jedoch die Barbaren eingeschüchtert, als sie das Nachzucken einiger von den Kugeln Getrosfenen hörten, und nach einem kurzen verzweifelten Handgemenge verwandelte sich das Kampfgeschrei in Angstschrei, und es erfolgte ein plötzlicher Rückzug; sie vergaßen dennoch ihre Verwundeten nicht, sondern trugen sie mit fort. Sie zu verfolgen, schien unräthlich, da ihre Zahl unbekannt war; aber das Gewehrfeuer wurde nicht eingestellt, so lange man sie noch durch die Büsche hörte. Ihre Anzahl belief sich auf 2–300; der Anführer war Ebinchingany, dessen Speer und Schild (seht dem Lord Melville geschenkt) am nächsten Morgen unweit des Lagers gefunden ward.“ — Wir werfen noch einen Blick auf diese treulosen Horden, um dann von ihnen Abschied zu nehmen:

„Zwei wohlbewaffnete Abtheilungen unserer Soldaten wurden ausgeschickt, um Wasser zu suchen, was ihnen auch endlich zu finden gelang. Ihr Weg führte sie durch mehrere Felder, die mit Mais, Zwiebeln und Reis bepflanzt waren, und sie fanden unter Anderem einen menschlichen Schädel, an dem Spuren von Feuer sichtbar waren. Dies führte sie auf die Vermuthung, daß die Hollentonten Kannibalen seyen; bei näherer Nachforschung ergab sich jedoch dieser Verdacht als nichtig, da sogar die bittersten Feinde der Hollentonten ihn abwiesen. Auf ihrem Wege zum Flusse, den Morgen nach jenem Angriff, sahen sie eine zahlreiche Schaar Hollentonten auf dem linken Ufer in guter militärischer Ordnung marschiren. Sie hatten eben den Fluß durchschwommen und waren im Begriff, in das Land von einer anderen Seite einzufallen, um es zu plündern. Ihre Erscheinung bot einen kriegerischen Anblick dar, und es war überraschend, zu sehen, wie sie in einer lang gezogenen Reihe sich durch die Bindungen der Gegend hinbewegten. Da das Gras feucht war, so bemerkte man, daß sie mit großer Sorgfalt ihre Schilde über dasselbe hinaushielten, damit diese nicht durch die Nässe litten; ihre Speere sah man von der Spitze des Hügelns weithin in dem Sonnenschein erglänzen.“

Hippopotami (sogenannte Nilpferde) finden sich im Ueberflusse in den Strömen dieses Theils von Afrika. Einmal singen die Engländer ein solches Thier und zähmten es, doch starb es zuletzt aus Mangel an der ihm eigenthümlichen Nahrung. Indessen ließen sich jene Thiere nicht immer bekommen. Eines verfolgte ein Boot und hätte es beinahe umgestürzt.

Lieutenant Boteler beschreibt eine Gruppe von Hippopotamen, auf die er bei einer Expedition auf der Insel Refuge gestoßen, folgendermaßen:

„Am nächsten Morgen setzten wir unsere Fahrt auf dem Flusse fort, und indem wir eine sandige feuchte Stelle passirten, sahen wir

uns von einer Gruppe Hippopotami umringt, die so dicht umhergedrängt waren, daß, wären sie nicht bei unserer Annäherung untergetaucht, wir sie nicht hätten unberührt lassen können. Drei standen am Ufer, und da wir uns naheten, sperrte eines von ihnen seinen ungeheuren roten Rachen an $\frac{3}{4}$ Fuß weit auf, und gab einen der entsetzlichsten Anblicke, die mir je an einem Geschöpfe der Thierwelt vorgekommen; zwei zogen sich bald bei unserer Ankunft ins Wasser zurück; aber das dritte hielt noch lange genug aus, um einige Kugeln in seinem Rücken aufzunehmen. Nur die eine traf. Das Thier, sich verwundet fühlend, stieß ein lautes fürchterliches Geschrei aus und stürzte wüthend und unter sichtslichen Schmerzen ins Wasser. Ist, wenn wir feuerten, ward ein einzelnes sichtbar; war der Schuß vorbei, zeigten sich mehrere und schlüpften durch den Schlamm mit größerer Schnelligkeit, als daß unser Boot sie hätte erreichen können. Dabei sahen sie sich ängstlich und scheu nach uns um. Eines dieser Thiere, das sich zwischen Booten eingesperrt sah, schien von Furcht überwältigt und machte keinen Versuch, zu entinnen, sondern stand etwa 5 Minuten, betrachtete erst das eine der Boote und dann das andere, die beide so standen, daß wir auf das Thier zu feuern verhindert waren. Während sie durch das Wasser hineilten, tauchten sie ihre Köpfe nieder und wühlten mit ihrer breiten Schnauze die Kluth auf, die hoch über ihrem Rücken aufsprühte. Sie sind von außerordentlicher Geschwindigkeit; denn oft waren sie nach Abbrennen des Geschäßes schon untergetaucht, bevor sie die Kugel erreichte."

Unter den Todesfällen in Folge des Fiebers war der des Capitain Lechmere, der sich durch seine Leutseligkeit bei Allen beliebt gemacht, einer der traurigsten. Vergeblich wurden, weil das Fieber am stärksten den Dulder angriff, die mannigfachen Mittel zu seiner Linderung versucht.

„Endlich kam Capitain Owen, der aus Erfahrung die Wirksamkeit des Gesanges in solchen Fällen kannte, weil er das Leiden durch wohlthätige Besänftigung des Gemüths lindert, darauf, dem Kranken den Anfang der pathetischen Ballade: „Here a sheer hulk lies poor Tom Bowling“ vorzusingen. Die ersten Töne wirkten auf den Kranken wohlthätig, und seine Raserei ließ nach. Aber ein neuer heftiger Anfall packte den Kranken, der endlich in gänzlicher Bewußtlosigkeit überging. Dieser Zustand hielt an, bis Capitain Owen zu den Worten gekommen war: „His soul is gone aloft“ (seine Seele ist zur Höhe entflohen). Da zeigte ein langer Keblton, daß des Kranken Geist entflohen sey, was der Wärter bestätigte, der mit melancholischer Stimme sagte: „He's gone, Sir!“ (Sie ist entflohen, Herr!) — „And aloft, I hope“, (Und zur Höhe, hoff' ich) entgegnete der Capitain, als er seinen Gesang geendet."

Das ist charakteristisch für den Britischen Seemann. In seinen letzten Augenblicken beruhigt ihn ein Schiffergesang, damit beschwichtigt er seinen Wahnsinn und erleichtert sich den letzten Todeskampf.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Disorders of the brain and nervous system. (Störungen des Gehirns- und des Nerven-Systems.) Von Dr. Luwins. Pr. 7 Sb.
The description etc. (Beschreibung eines neuen Lichtleiters und Beobachtungen über die Phänomene des Donners.) Von John Murray. Pr. 3 Sb. 6 P.
The adieu. (Lebewohl.) Ein Freundschafts-Andenken, in Prosa und Versen. Pr. 3½ Sb.
An essay on the life of bishop Dehon. (Das Leben des Bischofs Dehon.) Von E. C. Gladsden. Pr. 9 Sb.

F r a n k r e i c h.

Die Tarantel.

Der Name Tarantel ist einer großen Spinne gegeben worden, die man zuerst in der Umgegend von Tarent gesehen hat, und die dadurch berühmt geworden ist, daß ihr Stich Krankheiten hervorbringt, gegen welche Musik und Tanz die einzigen Mittel sind.

Die Tarantel ist eine der Latreille'schen Lytosen. Sie liebt die südlichen Himmelsstriche, wo man mehrere noch nicht genau bekannte Gattungen findet. Diese verschiedenen Gattungen haben so abweichende Organisationen, daß es möglich ist, sie in zwei Klassen zu sondern. Die einen, gewöhnlich größer und fleißiger, bewohnen unterirdische Gänge, welche sie sich selbst graben; man könnte sie minirende und anfällige nennen; die anderen pflegen sich mehr auf der Oberfläche des Bodens aufzuhalten und verdienen den Namen der laufenden oder umhererschweifenden. Die nachfolgenden Beobachtungen, welche dem Herrn Leon Dufour angehören, sind bei den Insekten der ersteren Gattung angestellt worden.

Die Tarantel bewohnt vorzugsweise gern freie, trockene, unbebaute, der Sonne ausgesetzte Gegenden. Sie hält sich gewöhnlich in ihren unterirdischen Gängen auf, welche, in der Breite eines Zolles, perpendicular hinunter und dann nach einer horizontalen Wendung wieder gerade in die Höhe gehen. In dieser Wendung steht die Tarantel Schildwache und verliert den Eingang ihrer Behausung nicht einen Moment aus den Augen. Dort bemerkt man, wenn man Jagd auf sie macht, ihre funkelnden Augen, wie die einer Katze im Dunkeln.

Die äußere Oeffnung des Baues ist gewöhnlich mit einer Art von Höhre versehen, welche das Insekt aus verschiedenartigen Gegenständen gebildet hat, und die in der Regel einen Zoll hoch und zwei Zoll breit ist. Durch diese Vorrichtung schützt das Insekt seine Zelle vor Regen und Wind und lockt zugleich Fliegen und kleinere Insekten, welche einen so hervorragenden Punkt gern zum Ausruhen wählen.

Die günstigste Jahreszeit, um Jagd auf die Tarantel zu machen,

ist der Mai und der Juni. „Das erste Mal, als ich den Bau einer solchen Spinne antraf“, sagt Herr Dufour, „und dieselbe im unteren Gange sitzen sah, glaubte ich sie, um mich ihrer zu bemächtigen, lebhaft angreifen und aufs äußerste verfolgen zu müssen. Ich brachte ganze Stunden darauf zu, die Tranchée mit einem Messer zu eröffnen und in ihre Wohnung einzudringen. Ich grub mehr als einen Fuß tief auf zwei Fuß Breite, ohne die Tarantel zu erreichen; ich wiederholte diese Operation bei anderen Gängen, aber immer ohne Erfolg. Ich hätte eine Schaufel haben müssen, um meinen Zweck zu erreichen; da ich aber sehr entfernt von jeder Wohnung war, so sah ich mich genöthigt, meinen Angriffsplan zu ändern und zur List meine Zuflucht zu nehmen. Ich nahm einen Grassalm, an dem eine kleine Aehre saß, und raschelte damit leise an der äußeren Oeffnung. Durch diese illusorische Lockspeise verführt, bewegte sich die Tarantel langsam und vorsichtig auf die Aehre zu; aber als ich diese im rechten Augenblick rasch aus dem Loche zog, sah ich das Insekt plötzlich mit einem Satz aus seiner Behausung springen, deren Eingang ich sogleich verstopfte. Nun wich die bestürzte Tarantel meinen weiteren Verfolgungen nur sehr ungeschickt aus, und ich trieb sie in eine Papier-Düte, welche ich sogleich zumachte.“

„Zweitens blieb die Tarantel, entweder weil sie die List merkte oder nicht hungrig genug war, im Hinterhalte. Unbeweglich in einer kleinen Entfernung vom Eingange sitzend, den sie zu überschreiten nicht für zweckmäßig hielt, ermüdete ihre Geduld oft die meinige; dann änderte ich die Taktik und stieß, nachdem ich die Richtung des Ganges und die Stellung des Thieres gehörig berücksichtigt hatte, die Klinge meines Messers mit Gewalt so in die Erde, daß ich dem Feinde den Rückzug abschnitt. Wenn der Boden nicht steinig war, mißlang mir dies Manöver selten. Auf diese Weise fing ich oft in einer Stunde funfzehn Taranteln.“

„In einigen Fällen, wenn die Tarantel ganz augenscheinlich die gegen sie angewandte List durchschaute, war ich nicht wenig erstaunt, zu sehen, wie sie, wenn ich die Aehre so weit hineinsteckte, bis ich ihren Leib berührte, mit einer Art von Verachtung mit derselben spielte und sie mit ihren Beinchen zurückschob, ohne es der Mühe werth zu halten, sich weiter in ihre Höhle zurückzuziehen.“

„Die Tarantel, so abschreckend beim ersten Anblick, besonders wenn man an die Gefahr eines Stiches denkt, und anscheinend so wild, läßt sich doch sehr leicht zähmen, wie es die Geschichte einer derselben, welche ich fünf Monate lang lebend erhalten habe, beweist.“

„Am 7. Mai 1812 fing ich in Valencia in Spanien, ohne sie im geringsten zu beschädigen, eine große Tarantel männlichen Geschlechts und sperrte sie in ein Glas ein, über welches ich ein mit Löchern versehenes Papier band. Auf dem Boden des Glases hatte ich die Papier-Düte befestigt, in welcher sie gefangen war, und die ihr zum gewöhnlichen Aufenthalt dienen sollte. Sie gewöhnte sich sehr bald an ihr Gefängniß und wurde endlich so vertraut, daß sie die lebendige Fliege, welche ich ihr hinbielt, aus meinen Fingerspitzen nahm. Nachdem sie ihr Schlachtopfer mit den Hächen ihrer Kinnbacken getödtet hatte, begnügte sie sich nicht wie andere Spinnen damit, ihm den Kopf auszufaugen, sondern sie sog nach und nach jeden einzelnen Theil des Körpers aus und warf dann die zermalmte Haut aus ihrem Behälter hinaus. Nach eingenommenem Nahrung erzwangte sie selten, ihre Toilette zu machen, welche darin bestand, daß sie mit ihren Vorderbeinen ihre Fühlhörner und Kliefen in- und auswendig rieb; war dies geschehen, so nahm sie ihre vorige gravitatische Stellung wieder ein. Der Abend und die Nacht war die Zeit ihrer Promenade und ihrer Entweichungsversuche. Ich hörte sie oft an dem Papiere kratzen; diese nachlässigen Gewohnheiten bestätigten die schon früher aufgestellte Behauptung, daß die Spinnen, wie die Käsen, bei Tag und bei Nacht sehen. Am 28. Juni häutete meine Tarantel, und dieses Häuten, welches das letzte war, veränderte weder ihre Farbe noch ihre Größe wesentlich. Vom 14. bis zum 23. Juli, wo ich abwesend war, fastete die Tarantel, nichtsdestoweniger fand ich sie bei meiner Rückkehr wohltauf. Am 20. August mußte ich mich wieder auf neun Tage entfernen, welche Abwesenheit meine Gefangene ohne Nahrung und doch ohne Nachtheil für ihre Gesundheit ertrag. Am 1. November verließ ich die Tarantel noch einmal, ohne ihr Mundvorrath zurückzulassen, und am 21ten desselben Monats sandte ich meinen Bedienten ab, um sie mir zu holen. Zu meinem Bedauern erfuhr ich, daß sie sich nicht mehr in dem Glase befunden, und so ist mir ihr ferneres Schicksal unbekannt geblieben.“

Herr Dufour schließt seine Beobachtungen mit der Beschreibung eines sonderbaren Kampfes zwischen diesen Thieren. „Eines Tages“, sagte er, „wählte ich zwei junge und kräftige männliche Taranteln aus und setzte sie beide in ein großes gläsernes Gefäß, um mir den Anblick eines Kampfes auf Leben und Tod zu verschaffen. Nachdem sie mehrere Male im Kreise umhergekrochen waren, um eine Oeffnung zum Entinnen zu suchen, nahmen sie eine kriegerische Stellung an. Ich sah sie, ihre Entfernungen wählend, sich auf die Hinterbeine aufrichten, so daß sie sich gegenseitig das Schild ihrer Brust zeigten. Nachdem sie sich so eine Weile beobachtet und sich ohne Zweifel durch Blicke, die den meinigen entgangen waren, herausgefordert hatten, stürzten sie plötzlich auf einander los, umklammernten sich und suchten sich in einem hartnäckigen Kampf mit ihren Kliefersackeln zu stechen. Nach einiger Zeit wurde der Kampf, entweder aus Ermüdung oder nach Uebereinkunft eingestellt, und dieser Umstand erinnerte mich daran, daß auch bei den Gefechten der Käsen Waffenstillstände eintreten. Aber bald begann der Kampf wieder mit erneuter Erbitterung. Eine der Taranteln wurde endlich, nachdem sie lange geschwankt hatte, überwältigt und mit einem tödtlichen Streich am Kopfe verwundet; sie wurde die Beute des Siegers, der ihr den Kopf zerriß und sie verzehrte. Die siegreiche Ta-

rantel habe ich nach diesem mörderischen Kampfe noch mehrere Wochen lang lebend aufbewahrt."

Bibliographie.

- Ainée et cadette. (Die ältere und die jüngere.) Roman von August Ricard. 4 Bde. Pr. 12 Fr.
 L'Eccellenza. (Die Abende im Lido.) Von E. Royer de Beauvoir. Bd. I. Pr. 7½ Fr.
 Le mauvais oeil. (Das böse Auge.) Dalmatische Sage, nebst einer französischen Novelle, von Briffet. Pr. 6½ Fr.
 Le portier. (Der Thürsteher.) Ein Sittengemälde, von August Ricard. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Nord-Amerika.

Selbst-Justiz der Indianer in Nord-Amerika.

Öffentliche Bestrafung scheint den Nord-Amerikanischen Indianern ganz unbekannt zu seyn, und Vergehen gegen eine Person werden stets von deren Verwandten gerächt; dies findet insonderheit bei einem Morde statt, wo unter allgemeiner Einwilligung die Verfolgung des Thäters den Freunden des Erschlagenen gänzlich anheimgestellt wird. Gewöhnlich kommt der Mörder ungestraft davon, wenn diese Angehörigen Frauen sind. Bisweilen findet eine Frau, welche durch den Tod des Mannes oder des Sohnes ihren Beschützer verloren hat, es sogar angemessen, den Thäter selbst in Dienst zu nehmen, um nur einen Beschützer zu haben. In einem kürzlich zu New-York herausgekommenen Werke über die Sitten der Indianer *) liest man in dieser Beziehung folgende Thatsache.

„In einem Indianischen Dorfe unweit Montreal am Lorenzflusse lebten vor einigen Jahren zwei starke Indianer, die zufällig in Streit geriethen, wobei der eine den anderen erschlug. Als der Ueberlebende nach üblicher Sitte sich neben die Leiche hinsetzte, die Strafe des Tomahak zu erwarten, fand er Niemanden, der diese Blutrache übernahm, vermutlich weil sein Muth und seine Körperkraft geschwächt wurden. Eben so wenigen Erfolg hatte es, als er auf einem belebteren Plage des Dorfes seinen Sitz nahm; Niemand rührte ihn an. Nun ging er zu der Mutter des Erschlagenen und stellte sich gänzlich zu ihrer Verfügung. Die Frau sagte, daß sie keinen Nutzen davon hätte, ihm das Leben zu nehmen, aber er möge ihr als Ersatz seinen Sohn geben. Der Mörder erwiderte, daß sein Sohn zu jung, zu unerfahren sey und ihr nur lästig werden könne; aber wenn sie einstimme, wolle er selber ihr Diener seyn, indem er im Stande sey, ihr Schutz und Unterhalt zu gewähren. Die Frau nahm diesen Vorschlag an, und der Mörder ging mit seiner Familie in ihren Dienst über.“ Merkwürdiger noch ist folgende Begebenheit:

Eine Frau, Namens Jenny, deren Mann von den Angehörigen eines von ihm erschlagenen Indianers getödtet worden war, lebte mit ihren Kindern unter einem Stamme, aus welchem Einer von deren ältesten Söhnen, Thomas, einem Manne von 25 Jahren, erschlagen wurde. Die öffentliche Stimme weichte diesen dem Tode, und als die Hinrichtung geschehen sollte, meldete sich Jenny und bat, daß man sie statt ihres Sohnes tödten solle. Während der kurzen Frist von einigen Stunden, die ihr zu ihrer Vorbereitung gestattet waren, ging sie zu einer Amerikanischen Frau, von der sie manches Gute genossen, und verlangte einen Sarg und ein Sterbehemd, wie sie sagte, für ihren Sohn; als die Frau bald darauf erfuhr, daß Jenny nicht ihr Sohn, hingerichtet werden sollte, eilte sie nach dem Orte hin, um sie zu retten, aber als Jenny sie kommen sah, mahnte sie verdrücklich den Scharfrichter, seine Pflicht zu thun, und die Execution wurde auch sofort vollzogen. Die fünf folgenden Jahre wurde Thomas von den Freunden des Alten, den er erschlagen, mit Verachtung und Spott behandelt; sie nannten ihn einen Feigen, der zugegeben, daß seine Mutter für ihn gestorben. Er konnte dies nicht länger ertragen. Einige Zeit darauf begegnete er an den Ufern des Mississippi, zwei Deutsche Meilen von seiner Heimath, einem Sohne des von ihm Erschlagenen und brachte ihm eine tödtliche Wunde bei, vermutlich weil dieser ihn am härtesten mit Spott verfolgt hatte. Mit triumphirender Miene kehrte er nach Hause, wegte sein blutiges Messer und gestand freiwillig die That. Seinen Indianischen Freunden sagte er, er wolle nicht leben, um länger ein Feigling zu heißen, und man solle sehen, daß er wie ein Mann zu sterben wisse. Einen reichen Pflanzler, an dessen Hause er vorüberging, lud er ein, seinen Tod mitanzusehen. Dies war am Sonnabend, und Montag Mittag zwölf Uhr bestimmte er für die Stunde seines Selbst-Opfers.

Zur festgesetzten Zeit sah man Thomas auf dem Plage, den er sich erlesen, das blutige Messer in der Hand, umhergehen, doch schien sein Inneres bewegt. Die Gruppe um ihn bestand aus etwa zehn Männern und eben so vielen Frauen; die Letzteren waren mit betäubtem Gesichte beschäftigt, ein Oberhemd zu Thomas Begräbnis zu verfertigen. Alle Männer, außer zwei Brüdern von Thomas, rauchten gleichgültig ihre Pfeifen. Von Zeit zu Zeit probirte Thomas sein Gewehr und blieb still. Sein Grab war den Tag vorher gegraben worden, und er hatte sich hineingelegt, um zu sehen, ob es in Länge und Breite für seinen Körper passe. Als das Hemd fertig und ihm übergeben war, zog er es über, warf ein Paar Hemmel aus Fiß über die Arme und band zwei schwarzseidene Taschentücher um die Schultern und ein drittes um den Kopf; ein blaues Band hielt sein langes Haar und ein gleiches hing von jedem Arm, oberhalb des Ellenbogens, herab. Dreimal ging die Friedenspfeife in

dem Kreise herum. Die Frau des alten Häuptlings stand auf, begab sich ins Gebüsch und sang das Todtenlied. Hierauf ging Thomas zu jedem und drückte ihm die Hand. Nachdem der Gesang und der Händedruck noch zwei Mal wiederholt worden, schritt Thomas zu seiner Frau, einem jungen Weibe von 18 Jahren, die mit einem Säugling im Arm und einem 2jährigen Kinde an der Hand zur Seite stand und überreichte ihr das Messer. Sie wandte sich ab, eine fallende Thräne zu verbergen, drehte sich aber rasch um und nahm es mit gezwungenem Lächeln an. Seine Schwester saß neben dem Weibe, aber so in Schmerz versunken, daß sie von Allem, was vorging, nichts zu sehen schien. Seine Pfeife gab er einem jüngeren Bruder, der hart kämpfte, seinen Kummer zu verbergen. Als dann trank er ein wenig Wasser mit Brandtwein, warf die Flasche auf den Boden, sang einige Worte in der Sprache der Ehohtaw's und warf sich springend in das Grab; kurz darauf feuerte er sein an ein Bäumchen befestigtes Gewehr ab, so daß die Kugel ihm durchs Herz fuhr. Er fiel augenblicklich todt nieder. Die Frauen stürzten zu dem Leichnam; einige hielten den Kopf, andere die Hände und die Füße, und einige knieten an seiner Seite. Der Kummer, den sie auf seine Bitte, so lange er lebte, überwältigt hatten, brach jetzt wie ein aufgestauter Strom hervor, und ihr Klagegeschrei war laut und furchtbar. Bemerkenswerth ist es, daß Niemand seinen Tod gefordert hatte; die nächsten Verwandten des Erschlagenen waren 8—10 Meilen entfernt.

Mannigfaltiges.

— Ein Deutscher, von Frankreich vindizirt. Unser Mitbürger, Herr von Chamisso, wird jetzt von Französischen Kritikern, und zwar von mehreren zugleich, als geborener Franzose in Anspruch genommen; wir hoffen jedoch, daß der Deutsche Dichter, der nicht bloß der Sprache nach, in der er dichtet, sondern auch dem Geiste nach, aus dem seine Dichtungen entsprungen sind, als ein echter Deutscher sich bewährt hat, auch fernerhin unser treuer Landsmann bleiben werde. Nicht der Ort, an dem unsere Wiege gestanden, sondern der, mit dessen Geist wir uns genährt, dessen Freud' und Leid wir in uns aufgenommen haben, ist unser eigentliches Vaterland. Nur die Wiege ist es aber, die Frankreich unserem Chamisso noch zeigen kann, und auf die sich sowohl der geistvolle Kritiker in der Nouvelle Revue Germanique (Herr X. Marmier) als Herr V. de Solbey in der neuesten Nummer der Europe littéraire beruft. Der Letztere sagt bei Gelegenheit einer kritischen Anzeige des Peter Schlemihl: „Als der Sohn eines Französischen Emigranten hat Herr von Chamisso Frankreich in seiner frühesten Kindheit verlassen. Er war mit Schlegel und Frau von Staël befreundet und machte später eine Reise um die Welt, als deren Resultat er interessante naturhistorische Denkwürdigkeiten publizirt hat. Möge er es erlauben, daß wir unserem Vaterlande einen Theil seines Ruhmes vindiziren, und daß die Champagne sich rühme, Preußen einen bewundernswürdigen Erzähler, einen begabten Dichter, einen unerschrockenen und gelehrten Seefahrer geliefert zu haben.“ J. L.

— Der wilde Knabe von Aveyron. Ein Knabe von elf bis zwölf Jahren, welchen man einige Jahre früher in dem Walde von Canne ganz nackt bemerkt hatte, wie er sich seine Nahrung von Etern und Wurzeln suchte, wurde im Jahre 1801 auf demselben Fled von drei Jägern wahrgenommen, welche ihn ergriffen, als er eben auf einen Baum klettern wollte, um ihrer Verfolgung zu entgehen. Er wurde nach einem benachbarten Dorfe gebracht und der Aufsicht einer Frau übergeben, allein nach acht Tagen war er entwischt und trieb sich während des strengen Winters auf den Bergen umher, mit keiner anderen Bedeckung als einem zerlumpten Hemde. Des Nachts suchte er entlegene Schlupfwinkel auf, am Tage aber hielt er sich in der Nähe der umliegenden Dörfer. Dieses wilde Leben führte er, bis er eines Tages ein unbewohntes Haus im Kanton St. Servin betrat. Hier wurde er wieder gefangen und mehrere Tage hindurch bewacht, bis man ihn zuerst nach dem Hospitäl von St. Auzita und sodann nach Rhodéz brachte, wo man ihn einige Monate in Gewahrsam hielt. Während seines Aufenthalts an diesem Orte blieb er stets gleich wild, ungeberdig und rastlos und strebte unaufhörlich zu entweichen. Der Pfarrer des Kirchspiels wurde endlich aufmerksam auf ihn, und der junge Wilde ward auf Befehl der Regierung gegen das Ende des Jahres 1802 nach der Hauptstadt gebracht. Ganz Paris war voller Neugierde und Erwartung. Der Eindruck, den so viele neue und außerordentliche Gegenstände auf das ganz unvorbereitete Gemüth des Wilden machen würden; inwiefern er zur Erziehung taugen dürfte; das neue Licht, welches die Fortschritte seiner intellektuellen Entwicklung auf die Psychologie werfen könnte — dies Alles gab Stoff zu sehr interessanten Hypothesen. Allein das Interesse nahm gewaltig ab, als man fand, daß der junge Wilde nichts weiter war, als ein schmutziges etelhaftes Kind, welches, von konvulsivischen Zuckungen bewegt, unaufhörlich den Oberleib hin und her wiegte, wie gewisse Thiere in Menagerien. Alles diß und kratzte, was ihm etwas zu nahe that, und gegen diejenigen, die ihm Güte und Wohlwollen bezeugten, seine Art von Zuneigung bewies. Er zeigte gegen Alles die größte Gleichgültigkeit und schien unfähig, seine Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand zu bestin. Nach einiger Zeit übergab man ihn der Sorge des Dr. Yard, Arzt am Taubstummen-Institute zu Paris, welcher eine Darstellung des Plans bekannt machte, den er befolgte, um dieses unglückliche Wesen aus dem Zustande physischer und moralischer Entwürdigung zu reifen, zu dem es leider unwiderruflich verurtheilt schien. Ein Bericht des Dr. Pinel, nach einer genauen Untersuchung des Zustandes des Wilden, gab keiner Hoffnung Raum. Die Augen

*) Indian Traits being sketches of the manners, customs, and character of the North American Natives. By B. B. Thatchler, author of the „Lives of the Indians.“ 2 vols.; bildet einen Theil einer Art Magazin periodischer Schriften, etwa wie die Londoner family library.

des Knaben schweiften von einem Gegenstande zum anderen und waren gänzlich ohne Ausdruck. Der Sinn des Fühlens war bei ihm so mangelhaft, daß er keine erhabene Fläche von einer gemalten unterscheiden konnte. Er war gefühllos gegen jeden Ton, er mochte laut oder sanft seyn, er selbst konnte nur ein dumpfes röchelndes Knurren hervorbringen. Die feinsten Wohlgerüche und die stinkendsten Dünste schienen ihm völlig gleich, und seine Hände wußte er zu nichts Anderem zu gebrauchen, als bloß zum Fassen eines Gegenstandes. Seine geistigen Fähigkeiten entsprachen den physischen. Da er nie mit seinen Nebengeschöpfen verkehrt hatte, so fehlte es ihm gänzlich an Gedächtniß, Urtheilskraft und Nachahmungs-Vermögen. Seine Geberden und Bewegungen waren rein mechanisch, und er konnte ohne sichtbaren Bewegungsgrund von einem Zustande dumpfer Melancholie zu Ausbrüchen des wildesten Gelächters übergehen. Er war jeder Zuneigung unfähig, hatte keine Spur von moralischem Gefühl und schien an nichts Gefallen zu finden, als an Befriedigung des Taft-Organs. Kurz, sein ganzes Leben war rein animalisch, und in Hinsicht auf Intelligenz stand er manchen von den Thieren nach, die wir vermöge ihrer Organisation zu den niederen Gattungen zählen. Dr. Pinel war der Meinung, sein Stumpfseinn sey unheilbar, allein Dr. Jard, während er die Dürftigkeit der entworfenen Schilderung in allen Punkten anerkannte, gab doch nicht alle Hoffnung auf, indem er die Ursache der physischen und moralischen Entartung dieses Geschöpfes seinem gänzlichen Mangel an aller Erziehung und der völligen Abgeschlossenheit von allen Wesen seiner Gattung zuschrieb. Ihn durch Güte und aufmerksame Sorge für sein Wohlbefinden an das gesellige Leben zu fesseln — die Spüre seiner Ideen durch Anwendung mächtiger, sowohl moralischer als physischer, Reizmittel zu erweitern, indem er ihm neue Bedürfnisse schuf und seine Beziehungen mit den ihn umgebenden Gegenständen vervielfältigte — ihn wo möglich den Gebrauch der Sprache und die Anwendung der Vernunft zu lehren, indem er zuerst die einfachsten Operationen der Seele auf Gegenstände leitete, die mit seinen unmittelbaren Bedürfnissen verbunden waren — das war der Plan, den Dr. Jard befolgte, als er das anfangs, wie es schien, hoffnungslose Werk unternahm, und seine Anstrengungen wurden insoweit mit Erfolg gekrönt, daß man nach neun Monaten eine entschiedene Besserung in dem physischen und intellektuellen Zustande des unglücklichen Gegenstandes seines wohlwollenden Bestrebens wahrnehmen konnte. In der That war nach Verlauf der gedachten Zeit sein Ansehen und Benehmen nicht auffallend von dem eines gewöhnlichen der Sprache beraubten Kindes unterschieden; eine Besserung, bemerkte er, die denjenigen, welche ihn in seinem wilden und scheinbar hoffnungslosen Zustande gesehen hatten, unglaublich erscheinen mußte.

(L. P.)

(Es ist zu bedauern, daß die Mittheilung hier schließt und wir nicht mit den weiteren Erfolgen der interessanten Bemühungen des Dr. Jard bekannt gemacht werden.)

— König Jakobs Taschenmesser. Das Wort „Jocteleq“, welches im Nieder-Schottischen noch jetzt für Taschenmesser gebraucht wird, war so lange unbekannter Ursprungs, bis man ein Messer mit der Inschrift „Jacques de Lidge“ fand. Dieser war nämlich ein berühmter Messerschmied und verfab Schottland mit dergleichen Messern. Man sagt, daß Jakob VI., um seine Hofleute in England zu ängstigen, einstens zu seinem Stalljungen in Schottischem Dialekt sagte: „Callan, ha'e, there's thretty pennies, gae wa' and buy me a jocteleq; an' gin ye byd. I'll gang to the bougars o' the house, an' tak' a cabar and rasle your riggin wi't.“ Das heißt: „Junge! hier sind dreißig Pence, geh' und laufe mir ein Taschenmesser; zögert du aber, so geh' ich auf den Boden des Hauses, nehme einen Zwergebalken und dresche dir damit den Rücken durch.“ (Jamiesons Dictionary.)

— Ursache, warum der Thee in China klassisch wurde. Die Epoche, um welche der Thee bei den Chinesen in Gebrauch kam, ist bis jetzt noch nicht genau ermittelt. So viel aber leidet keinen Zweifel, daß erst Kaiser Wenti aus der Dynastie Sui (um das Jahr 600 nach Christi) diesem Trank allgemeine Anerkennung verschaffte. Diesem Herrn träumte nämlich einst, ein böser Dämon verrückte ihm die Hirnschale — man nehme hier verrückten in seiner eigentlichen Bedeutung — und seit der Zeit war er unaufhörlich mit Kopfschmerzen geplagt. Ein Buddhistischer Priester gab ihm den Rath, Blätter des Theestrauchs auf den Bergen pflücken und sich aus denselben ein Getränk bereiten zu lassen. Dieses Mittel heilte den Kaiserlichen Kopfschmerz, und von der Stunde datirt sich die große Autorität des Thees bei jedem Stande, Alter und Geschlechte.

— Die christlichen Konfessionen in den Vereinigten Staaten. Die Baptisten zählen 6059 Kirchen und 434,534 Kommunikanten; letztere haben voriges Jahr um 41,000 zugenommen. Der rechtgläubigen Congregation gehören 1059 Kirchen und 140,000 Kommunikanten; der Zuwachs des vergangenen Jahres betrug 27,252. Die Presbyterianer haben 21 Synoden, bestehend aus 110 Presbyterien, 2381 Gemeinden, welche 1935 Prediger, 1730 ordinirte Geistliche haben und 217,348 Kommunikanten zählen; der Zuwachs des vorigen Jahres belief sich auf 41,046 Kommunikanten. Die bischöflichen Protestanten haben 12 Bischöfe und 6000 Zugehörige. Die bischöflichen Methodisten zählten 548,593 Mitglieder, die Vereinten Brüder 4000 Kommunikanten, die reformirte Holländische Kirche 79,560, die verbündeten Presbyterianer 12,033,

*) Wörtlich Zuckapp-Messer (clasp knife).

die reformirte Deutsche Konfession 17,888, die evangelisch-lutherische 44,356, die Cumberland-Presbyterianer 10,000, die Universalisten 4000. Außerdem giebt man an: Römisch-Katholische 500,000, Methodististen 170,000, 30,000 Quäker, 16,000 Unitarier und 5000 von der Kirche des neuen Jerusalem.

— Kampf zwischen einem Tiger und einem Alligator. Die Herren Gogerley und Lacroix, Missionäre der London Society, waren auf ihrer Fahrt durch die Sunderbunde (im Januar dieses Jahres) Zeugen eines verzweifelten Kampfes zwischen einem Tiger und Alligator, den Tyrannen jener wilden Marschgegenden. Ihre Beschreibung desselben lautet, wie folgt: „Am 11 Uhr Vormittags anterten wir in Barcherra Meddih, wo zu beiden Seiten ein mächtiger Wald sich ausdehnte. Plötzlich tauchte etwa hundert Schritte von unserem Ankerplatz ein Alligator aus dem Flusse empor, um in den Strahlen der Sonne seinen Mittagesschlaf zu halten. Nach einer halben Stunde, als der Lindwurm in tiefen Schlaf versunken schien, sahen wir einen ungeheuren Tiger aus dem Dickicht kommen und seine Schritte nach dem Plage lenken, wo der Alligator lag. In Statur überragte dieser Tiger den größten, den wir jemals gesehen; sein breites, rundes, weiß gestreiftes Gesicht, seine wüthenden Blicke und die fürchterliche Stärke seiner Gliedmaßen erschütterten den Muth des Beherztesten unserer Mannschaft. Mit dem bedächtigen Schritte näherte sich der Tiger dem Alligator; sein erhobenes Bein blieb einige Sekunden in dieser Lage, ehe er es wieder zu Boden setzte; endlich, als er in den Bereich seiner Sprungkraft gekommen war, that er einen mächtigen Satz auf den Rücken des Alligators und packte ihn bei der Gurgel. Das Ungeheuer der Tiefe, aus seinem Schlafe emporgeschreckt, öffnete seinen furchtbaren Rachen und peitschte mit dem riesigen Schweife um sich. Beide Gegner schienen ihre Gesamtkraft aufzubieten. Der Tiger war jedoch im Vortheil, denn er hatte das Krokodil an einer Stelle des Rückens gepackt, die es ihm unmöglich machte, den Kopf so umzudrehen, daß es den Feind mit seinem Zahnschlund erreichen konnte; und obgleich der Tiger von dem sägenartigen Schweife des Ungethüms die ärgsten Stiche empfing, so schüttelte er sich bloß nach beendigttem Kampfe und schien durchaus keinen Schmerz zu verspüren. Er zerriß den überwundenen Alligator etwas weiter ans Ufer und setzte sich gerade so über denselben, wie eine Katze über einer gefangenen Maus sitzt, dann nahm er seine Beute ins Maul und schritt behaglich auf das Dickicht los. Ungefähr zehn Minuten später sahen wir ihn wieder aus dem Walde kommen; er starrte einige Minuten nach uns hin, ging dann langsam und in einer anderen Richtung, als wo er seine Beute gelassen hatte, weiter und ward nicht wieder gesehen. Weniger als eine Stunde nachher trock der Alligator, der nur betäubt, aber nicht getödtet war, aus dem Gebüsch hervor und gelangte trotz seines desolaten Zustandes mit einiger Mühe zum Ufer. Er war indessen so übel zugedrückt, daß er nicht lange im Wasser bleiben konnte, und kam bald wieder ans Land; doch gebrauchte er die Vorsicht, nur einen Theil seines Körpers zu exponiren, und kehrte sein Gesicht gegen das Ufer. Nach sehr kurzer Zeit tauchte er wieder in die Tiefe und wiederholte während unseres Verweilens so ziemlich alle Viertelstunden seine Besuche am Ufer. Das Schauspiel war gewiß furchtbar schön und gehörte unseres Bedünkens zu denen, welche nur selten einmal vorkommen.“

(A. J.)

— Wie ein Esel auch gescheidt seyn kann. Im März 1816 wurde zu Gibraltar auf der Fregatte „Zifer“ ein Esel nach Malta eingeschifft, der dem Schiffscapitain Dundas gehörte, welcher sich damals auf dieser Insel befand. Das Schiff gerieth nicht weit von der Landspitze Gat auf eine Sandbank, und man warf den Esel ins Meer, damit er vielleicht schwimmend ans Ufer gelange, wozu aber wenig Aussicht war, denn die See ging so hoch, daß ein Boot, welches das Schiff verließ, zu Grunde ging. Einige Tage darauf stellte sich indeß unser Esel des Morgens am Thore zu Gibraltar ein und nahm, als es geöffnet wurde, seinen Weg nach dem wohlbekanntem Stall des Kaufmanns Weel, zum großen Erstaunen dieses Herrn, der nicht anders dachte, als daß das Thier zufälliger Weise gar nicht auf dem „Zifer“ eingeschifft worden wäre. Doch als das Schiff wieder einlief, um ausgebessert zu werden, löste sich das Räthsel, und es fand sich, daß der Esel nicht allein glücklich an das Ufer geschwommen war, sondern auch seinen Weg vom Cap Gat nach Gibraltar gefunden hatte, eine Strecke von mehr als 200 (Engl.) Meilen, durch eine gebirgige und labyrinthische von vielen Strömen durchschnittene Gegend, durch welche er noch niemals gekommen war, und zwar in so kurzer Zeit, daß er nicht einen unnützen Umweg gemacht haben konnte. Daß er auf dem Wege nicht aufgeariffen wurde, war dem Umstand zuzuschreiben, daß er früher die Verbrecher trug, die ausgepeitscht wurden, was zwei Löcher in seinen Ohren andeuteten, an die man die Uebeltäter fest zu binden pflegte. Die Bauern, welche diese Zeichen kennen, haben einen Abscheu vor solchen Eseln und rühren keinen an.

(L. P.)

Die Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide. Den Hiesigen wird die Pränumerations-Quittung, wie gewöhnlich, durch die Stadtpost zukommen.